

Peter Von der Mühl (1. August 1885 – 13. Oktober 1970)

Autor(en): Bernhard Wyss
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1972

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/643406ef-e227-4352-86db-43d784da2142>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Peter Von der Mühl

(1. August 1885—13. Oktober 1970).

Von Bernhard Wyß

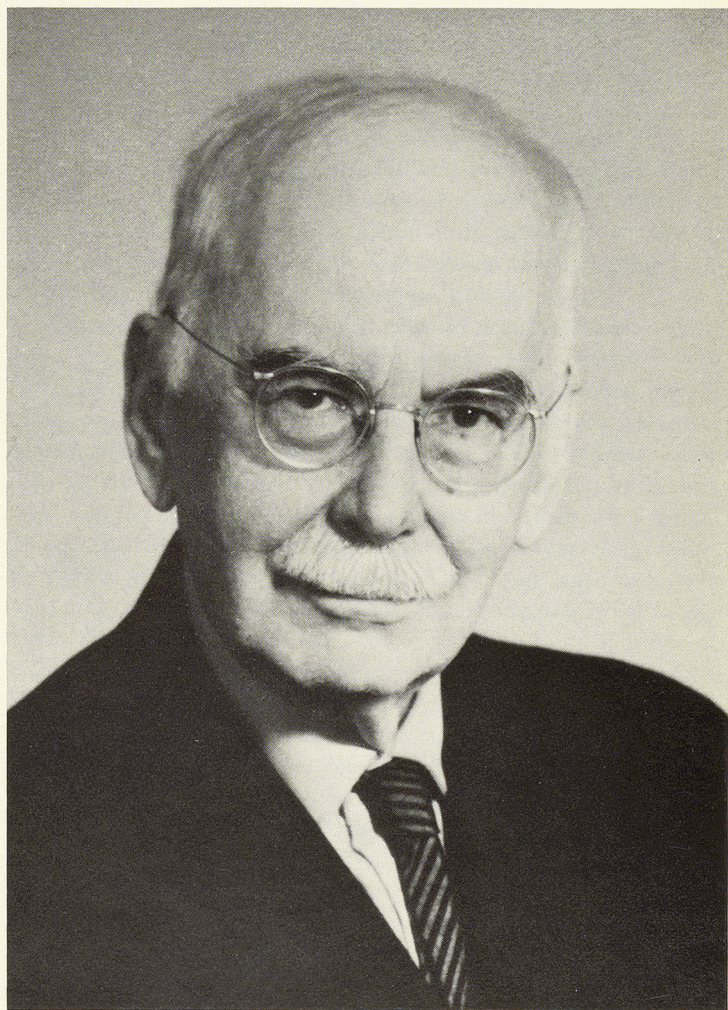
Peter Von der Mühl wurde am 1. August 1885 in seiner Vaterstadt Basel geboren. Seine Eltern waren Fritz und Helene Von der Mühl-Vischer. Mit seinem ältern Bruder Fritz und mit seinen zwei Schwestern wuchs er im Haus an der Engulgasse 77 auf. Er besuchte die Primarschule im Sevogelschulhaus, dann das Gymnasium am Münsterplatz. Neben der Schule, die für ihn nie ein Problem war, fand er viel Zeit, sich der Musik zu widmen; er wurde ein ausgezeichnete Klavierspieler und erwarb sich eine weite Kenntnis der klassischen und romantischen Werke. Das Vorbild seines Bruders, der starke Einfluß seines Lehrers Theodor Plüß, die Lektüre der «Charakterköpfe aus der Antike» von Eduard Schwartz weckten in ihm den Wunsch, Klassische Philologie zu studieren. Sein Vater hatte allerdings erwartet, daß er eine der Familientradition besser entsprechende Laufbahn einschlagen werde. Deshalb schickte er ihn nach der Maturität im Frühjahr 1904 nach Genf, damit er sich dort für die vorgesehene Ausbildung im Bankfach gründliche Französischkenntnisse aneigne. Als der Sohn aber an seinem Entschlusse festhielt, ließ ihn der Vater großzügig gewähren. So immatrikulierte sich Peter Von der Mühl im Herbst 1904 an der Universität Basel. Am Gymnasium hatte er der Schülerverbindung «Paedagogia» angehört; jetzt wurde er Mitglied der «Zofingia». Schon nach zwei Semestern begab er sich an die Universität Göttingen, wo damals drei Gelehrte von höchstem Rang die Klassische Philologie vertraten: Friedrich Leo, Eduard Schwartz und Jacob Wackernagel. Zu ihnen allen und zu Julius Wellhausen, dem großen Alttestamentler und Orientalisten, durfte Peter Von der Mühl auch in persönliche Beziehung treten. 1909 promovierte er bei Eduard Schwartz mit einer Dissertation *De Aristotelis Ethicorum Eudemiorum auctoritate*. An Göttingen schloß er, im Sommer 1909, ein Berliner Semester an. Sein Göttinger Kommilitone und Freund Tycho von Wilamowitz vermittelte die Bekanntschaft mit seinem Vater Ulrich von Wila-

Diesem Nachruf liegen, abgesehen von den vorangestellten biographischen Angaben, die an der Trauerfeier vom 16. Oktober 1970 gesprochenen Gedankworte zugrunde.

mowitz-Moellendorff, dem überragenden Meister der Altertumswissenschaft. Von Herbst 1909 bis Mai 1910 hielt sich Peter Von der Mühl zu Forschungszwecken in Florenz und Rom auf. Es folgten Aufenthalte in Paris, in London und nochmals in Göttingen. Im Herbst 1913 habilitierte er sich an der Universität Zürich für Klassische Philologie. Neben seiner Privatdozentur unterrichtete er an Zürcher Mittelschulen: nach dem Kriegsausbruch 1914 am Freien Gymnasium, von 1915 bis 1917 an der Höheren Töchterschule. Im Frühjahr 1917 wurde er, zunächst als Extraordinarius, auf den Lehrstuhl für Griechische Sprache und Literatur nach Basel berufen; bereits nach zwei Semestern wurde er 1918 zum Ordinarius befördert. Das ihm anvertraute Amt versah er — ein Universitätslehrer von einzigartiger Wirkungskraft — bis zum Sommersemester 1952. Im Jahre 1924 war er Dekan, 1942 Rektor. Gleich fruchtbar wie sein akademischer Unterricht war seine Forschungsarbeit, die ihn weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt machte. Die Lehrtätigkeit führte er auch nach der Emeritierung fort, bis er, infolge eines Schlaganfalls, zu Beginn des Jahres 1970 darauf verzichten mußte. Er erholte sich erstaunlich gut; die Fähigkeit zum Gedankenaustausch mit Freunden und Schülern blieb ihm bis zuletzt ungeschmälert erhalten; doch litt er darunter, daß die Kraft zu eigenem wissenschaftlichen Schaffen erschüttert war. Nach einer nicht allzu langen, doch schweren letzten Krankheit starb er am 13. Oktober 1970 in Basel.

In ihm betrauert die Universität Basel einen ihrer besten Männer, die wissenschaftliche Welt einen der ersten Gräzisten unserer Zeit.

Sein Leben umspannt drei Generationen Klassischer Philologie: Die Studien- und Wanderjahre, vor 1914 abgeschlossen, fielen in die ausklingende große Zeit jener Altertumswissenschaft, die sich vom Klassizismus losgesagt hatte und eine wirklichkeitsnahe Erfassung der Antike in der unermesslichen Vielfalt ihrer Erscheinungen anstrebte. Es folgten die verheißungsvollen Jahre bis 1933: kennzeichnend für sie waren die Rückwendung zu den «unbegreiflich hohen Werken» und das Bemühen um eine neue Begegnung



mit ihnen. Ein wieder etwas anderes Gesicht — wir vermögen seine Züge noch nicht deutlich wahrzunehmen — scheint sich an der Altertumswissenschaft, wie sie sich seit dem Zweiten Weltkrieg entwickelt hat, abzuzeichnen.

Peter Von der Mühl hat die sechseinhalb Jahrzehnte vom Beginn seines Studiums bis zu seinem Tod wach und kritisch miterlebt, und wach und kritisch hat er am jeweils Zeitgenössischen teilgenommen. Aber wesentlich bleibt doch, daß er seine Wissenschaft alleweil und unbeirrt in jener Form verstanden und getrieben hat, die man *philologia perennis* nennen darf.

Nur wenig können wir aus seinem wissenschaftlichen Werdegang, aus seinem Schaffen hervorheben: In der Dissertation von 1909 hat er die Eudemische Ethik als eine frühere, noch unvollkommene Fassung der Nikomachischen erklärt und mit dieser Annahme einer philosophischen Entwicklung des Aristoteles, wenn auch im Blick nur auf ein Teilgebiet, einen Gedanken ausgesprochen, den wir gewiß in Beziehung bringen dürfen zu der berühmten geistigen Biographie des Philosophen, die Werner Jaeger, sein Vorgänger in Basel, entwerfen sollte. «Die Dinge lagen damals in der Luft», bemerkte Von der Mühl, als das Gespräch einmal auf diesen Gegenstand kam.

Eine Befreiung von Vorstellungen des 19. Jahrhunderts brachte in der Sophoklesforschung das Buch Tycho von Wilamowitz über die dramatische Technik dieses Dichters. Darin ist ein für allemal gezeigt, daß es nicht angeht, dem attischen Tragiker ein ähnliches künstlerisches Streben und Gestalten zuzuschreiben wie dem großen Dramatiker der damaligen Vätergeneration, Henrik Ibsen. Das Buch ist nach dem frühen Tod des Verfassers von einem Freund 1917 herausgegeben worden. Tycho hatte es Kapitel um Kapitel mit ihm und, wie wir wissen, mit Peter Von der Mühl durchbesprochen: auch hier hat dieser also tätig teilgenommen an einem Vorstoß in philologisches Neuland.

Als frisch ernannter Basler Professor sprach er 1917 in Baden vor dem Verein schweizerischer Gymnasiallehrer über den Rhythmus im

antiken Vers. Im Gegensatz zur allgemein geltenden Meinung führte er manches dafür ins Feld, daß im Altertum beim Vortrag griechischer und römischer Verse der Rhythmus nicht einzig und allein durch die Unterscheidung der Längen und Kürzen hörbar gemacht worden sei, sondern auch durch das uns aus dem Deutschen vertraute dynamische Akzentuieren bestimmter Silben. Auch wenn er selbst an der Richtigkeit dieser kühnen These später zweifelte: der Vortrag bleibt ein kostbares Zeugnis für seine frühe wissenschaftliche Reife, für seine hohe Musikalität, für jenes einzigartige rhythmische Gefühl, mit dem er schon im ersten Studiensemester beim Lesen schwieriger griechischer Chorlieder seinen Basler Professor Alfred Körte in helles Erstaunen versetzt hatte.

In den Wanderjahren nahm Von der Mühl eine Arbeit in Angriff, die ihn durch das ganze Leben begleiten sollte: die Ausgabe des Diogenes Laertios, eines Hauptgewährsmannes für Leben und Lehre der griechischen Philosophen. 1922 gab er davon das wohl wertvollste Stück heraus, drei umfangreiche Briefe Epikurs; damit war ihr nicht leichter Text erstmals auf eine sichere Grundlage gestellt. Die Ernte seiner Arbeit am Diogenes hat Von der Mühl allerdings nicht einbringen können. Wohl aber hat er manchem Fachgenossen aus seinen Sammlungen wichtige Lesarten mitgeteilt, und noch in den Lektürestunden der letzten achtzehn Jahre hat er dann und wann ein Buch des Diogenes behandelt.

Andere Themen dieser faszinierenden einstündigen Vorlesung des Emeritus waren Homer und Pindar — die Dichter, die im Mittelpunkt seines philologischen Schaffens gestanden haben. In der Homerischen Frage — er hat sie einmal das größte Problem der Literaturgeschichte genannt — war und blieb er Analytiker. Er stand also, unzeitgemäß, im Lager früherer Gelehrten wie Wilamowitz, Schwartz und Bethe. Doch hat er anstelle der reichlich komplizierten Erklärungen dieser Forscher Lösungen von genialer Einfachheit gesetzt: Für die Odyssee, die er zuerst behandelte, nahm er einen älteren ionischen Verfasser an, und einen jüngern attischen Bearbeiter, der zugleich ein vorher selbständiges Kleinepos, die

Telemachie, eingearbeitet habe. Unter diesem Leitgedanken gab er im Odyssee-Artikel der Realenzyklopädie der Klassischen Altertumswissenschaft eine tiefdringende, spannungsreiche Erläuterung des ganzen Gedichtes. Auf dem Sonderdruck, der im September 1939, bei Kriegsausbruch, erschien, bezeichnete er seine Arbeit in einem griechischen Widmungsvers als «unzeitgemäße Spielerei». Das stimmt nun freilich gar nicht: dieser Odyssee-Artikel ist eine ernste und ernstzunehmende Untersuchung, ist — wir stehen nicht an es auszusprechen — einer der glänzendsten Beiträge, die je zur Homerphilologie geleistet worden sind.

1952, im Jahr seiner Emeritierung, erschien sein «Kritisches Hypomnema zur Ilias»; es ist Rudolf Tschudi, dem Orientalisten, zugeeignet. Auch für diesen stattlichen Band hat Von der Mühl die Form gewählt, die er ‚Durchbesprechung‘ zu nennen pflegte. Hier konnte er der Auseinandersetzung mit andern Forschern mehr Raum geben, vor allem natürlich mit den Unitariern, die seit Schade-waldts «Iliasstudien» von 1938 weithin das Feld beherrschten. Auch in der Ilias, wie sie den alexandrinischen Gelehrten vorlag und wie sie uns vorliegt, sieht Von der Mühl das Ergebnis einer im wesentlichen einmaligen, um 600 v. Chr. abgeschlossenen Überarbeitung. Diese bestand nach ihm darin, daß der ursprüngliche Meniszyklus um eine Reihe einst unabhängiger Rhapsodien erweitert wurde. Den Schöpfer des alten Gedichtes vom Zorn des Achilleus, das er ins 8. Jahrhundert setzt, hält Von der Mühl für würdig des höchsten Dichternamens: Homer.

Seine Ausgabe der Odyssee, erstmals 1946 erschienen, seither schon zweimal neu aufgelegt, wird wohl noch einige Zeit die beste bleiben. Ihr Apparat ist gescheiter eingerichtet als der aller frühern Ausgaben. Und als erster hat Von der Mühl darin auch Fragen der sogenannten höhern Kritik berührt, d. h. angemerkt, wo er den alten Dichter, wo er den spätern Bearbeiter zu fassen glaubt. So etwas hatte vor ihm unseres Wissens noch kein Herausgeber gewagt.

Von den griechischen Dichtern hat ihn außer Homer vor allem eben Pindar gefesselt. Zum sprachlichen und gedanklichen Ver-

ständnis, zur Textkritik, zur Chronologie Pindars hat er aus einer kaum mehr überbietbaren Vertrautheit viel Originelles, Köstliches beige-steuert. Die Reihe seiner Pindarica reicht bis in die letzte Lebenszeit. Eröffnet hatte er sie schon 1918 mit einer Deutung des Pindarwortes, das man gemeinhin — mehr tiefsinnig als richtig — mit «Werde der du bist» zu verdeutschen pflegt. Die Erklärung des jungen Forschers hat Wilamowitz wenige Jahre nachher stillschweigend in sein großes Pindarbuch übernommen. Was Von der Mühl immer wieder in Pindars Bann zog, war die noble Haltung dieses Dichters, seine Erhabenheit über alles Gewöhnliche, Kleine, Niedrige, der würdige Ernst, dem doch festliche Freude und feiner Scherz beige-sellt sind. In Pindar hat Von der Mühl sein Ideal hohen Menschentums verehrt.

Im Basler Programm von 1932 «Der Große Aias» zeigt er — man fühlt sich an die Forschungsweise seines Freundes Karl Meuli erinnert —, wie diese Heldengestalt der Ilias trotz aller poetischen Läuterung noch manche Spur ihrer Herkunft aus vorliterarischer Sagen- und Märchenwelt an sich trägt.

Meisterlich verstand Von der Mühl es auch, in Reden und Vorträgen einem weitem Hörerkreis Ergebnisse seiner gelehrten Arbeit mitzuteilen. In der Rektoratsrede von 1942 bezeugt er den alten Athenern, naturgemäßer und damit richtiger, sinnvoller gelebt zu haben als wir Heutigen. Naturgemäß findet er neben manchem andern ganz besonders, daß für sie die Freundschaft eine tragende Grundlage des ganzen Menschenlebens gewesen sei; mit dem hymnischen Preis eines griechischen Denkers eben auf die Freundschaft schließt die Rede. Gedruckt ist auch der reizvolle Vortrag «Das griechische Symposium». Über Scherz und Witz in der Antike hat Von der Mühl gesprochen, über Kallimachos, dessen wache Geistigkeit der seinen so verwandt war, und über Theokrit. Ans Ende dieses Vortrags stellte er die «Thalysia», das Gedicht vom Erntefest; unvergeßlich, wie es ihm zusammenfloß mit einem beseligenden sonnigen Herbsttag, den er als Knabe auf dem Landgut von Verwandten in Riehen erlebt hatte.

Sehr vieles müssen wir weglassen: Untersuchungen zu Alkman, zu Aischylos, zu Aristophanes und Tibull, zu hellenistischen Epigrammen, zum Redner Antiphon, zu Isokrates, Aristoteles, Plutarch, zu Epikur und dem Kirchenvater Basileios — und manches andere. Doch auch wenn wir vom Inhalt all dieser Arbeiten eine Vorstellung zu geben versuchten: Von der Mühl's Vielseitigkeit wäre damit bei weitem noch nicht umrissen. Denn zeitlebens hat er, darin allerdings ein echter Sohn des vielgeschmähten 19. Jahrhunderts, darnach getrachtet, die Antike in ihrer Gesamtheit zu begreifen. Seine Kenntnis etwa der Alten Geschichte und der Archäologie kam der eines Spezialisten nahe oder gleich. Nicht von ungefähr hat Wilamowitz selbst sich bemüht, den noch nicht Vierzigjährigen nach Berlin zu ziehen. Aber Von der Mühl konnte sich keine schönere Stellung denken, als an der Universität seiner Vaterstadt Griechische Sprache und Literatur zu lehren.

So hat er denn auch nie das Bedürfnis empfunden, seinen Philologenberuf zu rechtfertigen: er war für ihn die naturgegebene Lebensform. Von Fachgenossen, die sich in Ironie gegenüber dem eigenen Tun gefielen, die dessen Sinn und Wert bezweifelten, konnte er ärgerlich sagen: «Die sind halt mit Unlustgefühlen bei der Sache; die würden besser etwas anderes treiben.»

Als akademischer Lehrer wirkte er wie kaum sonstwer durch die Wucht seines Wissens — eines nie stillestehenden, rastlos fortschreitenden, eines lebendigen Wissens. Seine didaktische Methode bestand darin, bei den Studenten bedeutend mehr vorauszusetzen, als sie, als jedenfalls die Anfänger mitbringen konnten, und sie so zu größter eigener Anstrengung zu zwingen. In den Vorlesungen bot er in gedrängter Form eigentlich immer den gesamten Stoff; mit der neuen und neuesten gelehrten Literatur, über die er stets genau Bescheid wußte, setzte er sich überlegen auseinander; in reicher Fülle konnte er jedesmal Ergebnisse eigenen Forschens mitteilen. Im Laufe der Jahre ließ er die Einzelheiten allmählich eher zurücktreten; dafür stellte er das Grundlegende, Wesentliche immer klarer heraus. Er trug sachlich, unpathetisch vor; heitere Anspielun-

gen streute er dann und wann ein, etwa einmal auch ein Witzwort. Aber der Eindruck, der bei den Zuhörern vorherrschte, war doch der eines tiefen, verantwortungsbeschwerten Ernstes. Daß er in dieser Haltung lehrte, hat er selbst einmal bestätigt: «Noch jetzt» — er näherte sich damals immerhin den Sechzigern — «trete ich nie ohne ein leises Angstgefühl ans Katheder.»

Im Seminar führte er streng und anspruchsvoll. Von den Teilnehmern verlangte er die ganze, die untadelige Arbeit. Wer vor ihm versagt hatte, kam sich nachher nicht bloß unwissend, sondern geradezu moralisch minderwertig vor. Zum Schönsten gehörte es, wenn man ob der gemeinsamen Arbeit an einem philologischen Problem erleben durfte, wie er es, nach dem Stocken oder Scheitern der jungen Kommilitonen, selbst an die Hand nahm, wie er einem laut vordachte, das Für und das Wider abwog, die Schwierigkeit sicher meisterte.

Zum Forschen war er von Natur wie wenige begabt: er hatte den Sinn für die fruchtbaren Fragen, den scharfen kritischen Blick, Reichtum an Ideen, eine unglaubliche Arbeitskraft — und Finderglück. Man hätte es begriffen, wenn er sich ganz der wissenschaftlichen Arbeit zugewandt hätte. Er hat es nicht getan, vielmehr sein Lehramt allezeit mit beispielhafter Hingabe erfüllt; nie hat er ein Urlaubssemester, nie eine Entlastung beansprucht. Sein Wirken hat sich gelohnt: Viele treffliche Gymnasiallehrer sind von ihm ausgebildet und entscheidend geprägt worden. Um die dreißig Dissertationen sind unter seiner Leitung entstanden. Acht seiner Schüler wirkten oder wirken an schweizerischen Universitäten als Ordinarien der Klassischen Philologie.

Die gleiche Pflichtauffassung wie als Lehrer zeigte er als Mitglied der Fakultät und der Regenz; in beiden Körperschaften arbeitete er tatkräftig, oft autoritär mit. Leidenschaftlich konnte er sich ereifern, wenn in Sach- oder Personenfragen nicht das getan wurde was nach seiner Überzeugung der Universität Basel frommte. Das Dekanat wie — in bedrückender Kriegszeit — das Rektorat versah er kraftvoll, überlegen, signoril. Seinen ganzen Mann stellte er auch

außerhalb der Universität: in der Inspektion des Humanistischen Gymnasiums, in der Schweizerischen Kommission für den Thesaurus Linguae Latinae, in der Eduard Wölfflin-Thesauruskommission, in der Kommission für die auf seine Anregung gegründete schweizerische altertumswissenschaftliche Zeitschrift, das «Museum Helveticum» — um nur diese Institutionen unter vielen zu nennen, denen er, immer als Mitglied mit gewichtiger Stimme, angehört hat.

Was vom *civis academicus*, was vom *civis rei publicae litterarum*, gilt auch vom Bürger Basels und der Eidgenossenschaft. Parteipolitisch hat er sich nie betätigt; aber beim Ansetzen seiner Ferien achtete er darauf, daß er ihretwegen nicht etwa wichtige Wahlen oder Abstimmungen in seiner Vaterstadt versäumte. Seine Gesinnung war in der vollen Bedeutung des Wortes republikanisch. Als die Behörden sich mit einer Verfügung über einen seiner Ansicht nach richtigen Antrag der Universität einfach hinweggesetzt hatten, sagte er unmutsvoll: «Das ist eine unbaslerische, unschweizerische Auffassung des Amtes. Diese Leute sollten doch wissen, daß sie nicht unsere Regenten sind, sondern Beauftragte, denen wir unser Vertrauen geschenkt haben.» Gleich hatte vor sechzig Jahren schon der junge Doktor gedacht: Am Deutschen Archäologischen Institut in Rom wurden neue Mitforscher begrüßt. Als die Reihe an Von der Mühl kam, fragte ihn der Direktor: «Und was für ein Untertan sind Sie?» Er antwortete: «Ich bin kein Untertan, ich bin Basler und Schweizer Bürger.»

Der Mensch und der Philologe waren in ihm eins. So forderte er im Leben die gleiche Ehrlichkeit wie in der Wissenschaft. Er war gewiß nicht kleinlich; aber wenn er merkte, daß jemand es mit der Wahrheit nicht genau genommen hatte, gab es für ihn keine Entschuldigung. Bestimmte ethische Werte durften einfach nicht angezweifelt werden. In einem Gespräch über die Voraussetzungen, die der Gymnasiallehrer erfüllen sollte, sagte er: «An die höchsten platonischen Ideen muß er schon glauben.»

Einzigartig war der Zauber seines Umgangs, seines Gesprächs. Da erschienen einem alltägliche Dinge — für Biotisches jeder Art

hatte er viel übrig — mit einem Mal wie sublimiert. Umgekehrt konnte er sich über ernste wissenschaftliche oder menschliche Fragen mit natürlicher Schlichtheit äußern, in seinem vollendet schönen Baseldeutsch, das ohne jede schriftsprachliche Trübung blieb, auch wenn es um noch so schwierige Dinge ging. An wie manchen treffenden Ausspruch, an wie manche nur ihm mögliche Prägung werden sich seine Schüler erinnern! Auch in seinen Schriften gibt es Sätze und Wendungen, aus denen sein Wesen, das seinesgleichen nicht hatte, unverkennbar aufblitzt; aber nur wer seinem lebendigen Wort hat zuhören dürfen, wird in seinen Büchern und Aufsätzen auch manches, das zunächst etwas befremdlich anmutet, richtig lesen und genießen können. Die Helle seines Denkens, sein Schönheitssinn, seine Feinnervigkeit spiegeln sich in seiner Handschrift; man darf wohl hinzufügen: auch seine weltmännische Sicherheit.

«Über das Erhabene erhaben zu schreiben, ist kein Zeichen der besten Epoche» heißt es, im Hinblick auf zeitgenössische epideiktische Philologie, in der Einleitung zum «Hypomnema». Das auferlegt einem, wenn man sich zu vergegenwärtigen sucht, was er alles in allem gewesen ist, Zurückhaltung. Er hat Bewunderung und begeisterte Anerkennung gefunden, auch äußere Ehrungen: er war Mitglied mehrerer Akademien, war Ehrendoktor von Thessalonike und von Athen. Aber seine Forschungsergebnisse sind auch aufs heftigste bestritten worden; ja man hat geglaubt, sie überhaupt unbeachtet lassen zu dürfen. Die so dachten, waren offenbar von einer Seuche unseres Jahrhunderts befallen, die Von der Mühl schon vor langem festgestellt hatte: dem Fehlen sicherer Wertmaßstäbe. «So zu urteilen», hatte er damals, natürlich nicht in eigener Sache, gesagt, «läuft ja auf das gleiche hinaus, wie wenn man den Schäferroman des Longos über Thukydides stellen wollte.»

Fragt man uns: Was bleibt?, so antworten wir zuversichtlich: Von der Mühl's Arbeiten zu Homer, namentlich die großen, werden sich behaupten — wo nicht als Zielsäulen im Stadion, so doch als Marksteine am Weg. Er selbst hat das auch geglaubt. Bei unserm vorletzten Zusammensein waren wir auf die Odyssee zu reden ge-

kommen; vor ihm, auf dem Krankentischchen, lag seine Ausgabe. «Das ist doch das schönste Gedicht, das es überhaupt gibt.» Es war natürlich, daß das Gespräch sich seiner Homerforschung zuwandte. Innerlich bewegt, wie ich ihn niemals sonst gesehen hatte, beschloß er es mit den Worten: «Nein, ich hab mich dessen nicht zu schämen, was ich gemacht habe.»

Wahrhaftig nicht. Der Name Peter Von der Mühl wird in die Geschichte der Philologie eingehen. Und wir, seine Schüler und Freunde, wir werden, auch wenn er nicht mehr unter uns ist, solange wir leben, in Dankbarkeit und Freundschaft mit ihm verbunden sein. Denn für ihn und uns gilt, wenn auch in anderm Sinn als der griechische Philosoph das Wort geprägt hat: Der Tod kann uns nichts anhaben, ὁ θάνατος οὐδὲν πρὸς ἡμᾶς.